

(Nachdruck verboten.)

Erinnerungen

5) eines Kommunkämpfers.

Von Henry Brissac.

Wir entdeckten glücklicherweise bald, daß sie keine feindliche Haltung gegen uns beobachteten. Sie geruhten, uns auf dem Fuße völliger Gleichheit zu behandeln. Einige, die anderer Gesinnung waren, gab's zwar. Die Einen ließen uns die Herablassung merken, die sie einer ganz besonderen Art von Zwangssträflingen schuldig zu sein glaubten. Sie standen mürrisch beiseite, denn Leute, sagten sie, die weder Liebe noch Mörder sind, sind trotz alledem nur versteckte Feinde.

Ich war begierig, einiges über die Verbrechen zu erfahren, die einige von meinen neuen Kameraden begangen hatten. Ich habe folgendes in Erfahrung gebracht.

„Ich hab' glatt gearbeitet,“ sagte der Erste.

„Das heißt?“

Der Mann zuckte verächtlich mit den Achseln. „Ich pflanze mich vor 'nen Biedermeier hin und sage: Her mit Deinem Taschenperpendikel und Deinen Wägen! Ist er nun ein Schnurrpeter, so zieh' ich'n bloß bis auf'n Paletot aus; ist er aber 'n Krakehler, so kühl' ich'n mit meinem Taschenschneider ab.“

„Ich nehm' sie immer mit Vater Franzen vor,“ sagte ein anderer. „'s ist Nacht. Es geht einer in'm einsamen Viertel. Zwei wenigstens schleichen ihm nach. Einer wirft ihm einen Riemen um den Hals, dreht sich um und hält das Opfer, das er droffelt, auf seinem Rücken fest; der andere macht sich gleich über ihn her und durchstöbert seine Taschen. Manchmal bleibt einer todt dabei, manchmal kommt er wieder zu sich. Das hängt von den Umständen ab, von der Laune, von der Eingebung des Augenblicks.“

„Ich hab' mit Betrunknen gearbeitet,“ erzählte ein dritter. „Manchmal setzt es Monatsgeld, manchmal fädelst Du nicht einen lumpigen Franks heraus. Skandal! Dann räch' ich mich wenigstens und hinterlass' dem Gauch ein geschwollenes Maul!“

„Ich hab' mich mit dem Aufknacken (Einbruch) abgegeben,“ sagte ein Dritter. „Bin da eines Tags in Kondition (d. h. stehle irgendmo), denke, 's ist keine Rahe zu Hans. Da, was seh' ich? Liegt ein alter Mann im Bett und duselt. Ich zieh' meine Pantinen aus, halt' die Brust an, schlenkere mich heran und pack' den Alten bei seinem Blasrohr (Kehle). Der macht seine Lichter (Augen) auf, und was denkst Du, wie er mich angekielt hat?! Deffne Deine Böffel (Ohren), sag' ich ihm; wenn Du nur mußt, schlag' ich Dich todt! Armer Alter! konnte ja kaum seinen Laden (Mund) vor Schreck aufbringen, war halbtodt. Dann geh' ich zum Schreibtisch und mach' das Geldsack auf. Da seh' ich drei Bankbilleter, dreitausend Franken, ohne eine Rolle Fünf-Frankstücke und Zwei-Frankstücke zu zählen. Ich schiebe die ganze „Asche“ in die Tasche und lass' die goldene Uhr mitwandern, die, wie ich mich noch erinnere, auf sechs Uhr zehn Minuten zeigte. Bevor ich austrakte (flüchtete), hab' ich noch dem Alten einen Merks gegeben. Aber in der Nacht hat mich die „Blindschleiche“ (Polizei) in einem Bordell geschnappt — Ah! noch ein Schlag — Siehst Du, nur die Todten pappeln nichts aus.“

„Und zu wieviel bist Du trotz Deiner gütigen Nachsicht verurtheilt worden?“ fragte ich.

„Zu zwanzig Jahren. Nun ja!“

„Ich hab' junges Weiberfleisch gezogen“ (öffentliche Dirnen gehalten), sagte der Fünfte. „Ohne zu prahlen — aber ich war ein Pitzeiner! Die Haare waren mir nicht verfärbelt und einen Gewächsten (Bart) hatt' ich unter der Nase! Dominofeste vollzählig (alle Zähne im Mund), und die Weiber waren auf mich! Aber einmal nachts hatt' ich stark illuminiert und ließ das Geld rollen (d. h. spielte) und da war meine Frau wichtig. Meiner Sir, da hab' ich ihr ein Fenster im Dachstübchen zerbrochen und da haben sie mich als fixen Schläger ins Bagno geschickt.“

Lapierre, der Kommandant der „Loire“, der alle vier Bagnos inspizierte, sagte mir, als wir in Sicht von Dakar*)

waren, zu meinem größten Erstaunen, daß ich Räuberhauptmann werden wolle und daß er mich ohne Gnade erschießen lassen würde. Das letztere kam mir bei einem Subjekte wie er nur zu natürlich vor, aber daß er mich als Räuberhauptmann anlagen wollte, schien mir seiner Einbildungskraft nicht eben Ehre zu machen. Ohne die eines Bonjon du Terrail*) auch nur annähernd zu erreichen, hätte er besseres erfinden können. Ich lebte so einsam als möglich; ich trat aus meiner Isolirtheit nur hervor, um schauerliche Sittenstudien zu machen. Ich vermied alle und jede Vertraulichkeit mit dem Verbrecher-Auswurf, der mich mit Schauer erfüllte. Meine ganzen Allüren setzten zwischen diesen Unglücklichen und mir eine unübersteigliche Grenze. Wie hätte ich da die Rolle eines Cartouche**) spielen können? Ich glaube, die Kundigen würden sich vor Lachen gekrümmt haben, wenn ich so anspruchsvoll hätte auftreten wollen! Ueberdies, wo war irgend das geringste greifbare Verbrechen, das mir zur Last fiel? Hauptmann einer imaginären Räuberbande, die keine Verbrechen begeht — diese Verbrechen ist im Code Napoleon nicht vorgesehen!

Die Nacht brachte ich, da ich auf das lustige Bett der Hängematte verzichtete, auf der überschwemmten Schiffsdielen zu. Meine Bettdecke war wochenlang feucht oder durchnäßt, denn das Meer drang häufig genug durch die Ritzen der Stückpforte, in der ich lag, und ausgebeffert wurden sie niemals. Die sich an der Decke über mir schaukelnden Hängematten verursachten ein gewisses rhythmisches Knirschen, während die Nachtrunden melancholisch hinter den Gitterbarrieren auf und ab gingen, und der Schein ihrer Laternen bald austauchte, bald verschwand.

Aus heftiger Verfolgungsjucht des Kapitäns Lapiere und des ersten Sträflingswärters, Petit, oder in Folge eines Fieberanfalls, der über sie kam, wurden Leibesvisitationen vorgenommen. Vorwand lieferten „Waffen“ und „aufrührerische Schriften“, nach denen gefahndet wurde. Alles mußte auf Deck. Dann mußte man sich hinknien und die durcheinander geworfenen Sachen wieder zusammenklauben, um sie wieder in die Säcke zu packen, während wüthende Beinamen um unsere Köpfe wetterten. Oft mußten wir uns auf Deck setzen, das von einem eisigen Nordwind gepeitscht wurde, und die Wärter durchsuchten unsere Kleider.

Seit etwa drei Monaten wurden wir in diesem schwimmenden Bagno hin- und hergeschleudert. Das ausgestandene Elend hatte die Fälle von Skorbut und Ruhr sehr vermehrt. Der lächerlicher Weise „Krankenzimmer“ genannte Raum öffnete sich nur einigen Passagieren. Man war genöthigt, in jedem der sechs Bagnos ein Spital einzurichten. Die Hängematten der Leidenden und derjenigen, die sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten, mußten ausgedehnt werden — von 650 Sträflingen hatte der Tod schon 44 dahingerafft. Sechzig legten sich. Nach einigen Monaten waren nur noch 420 am Leben; einige Jahre später nur noch etwa 300.

Nur noch acht Tage, und wir mußten uns ausschiffen. Ich dachte nicht mehr an die Drohungen Lapiere's, die mir durch ihre Uebertriebenheit lächerlich erschienen. Da trat er in unsern Käfig, sein Begleiter Petit folgte ihm. Er ließ mich vor sich rufen und sprach langsam die folgenden Worte:

„Sie hätten viel Gutes stiften können und Sie haben Böses zu begehen getrachtet — Sie werden es zu bereuen haben.“

„Ich?! Ich hätte Böses zu thun getrachtet?!“ rief ich. „Genug!“ — Führt diesen Menschen in den Karzer und legt ihn in Eisen!“

Wir wechselten kein weiteres Wort. Er lehrte mir den Rücken und ging nach der Thür. Als ich beim Oberarzte vorüberkam, fragte er mich leise: „Was soll das heißen?“

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ich ebenso.

Der Kammerunteroffizier befahl mir, hinabzusteigen. Am Grunde des Kiels wurde eine Thür geöffnet und mir geheißen,

*) Romanschriftsteller (1829—1871), unerreichter, sprichwörtlich gewordener Vielschreiber, schrieb in zwei Jahren allein 63 Romanbände und übertrifft an Oberflächlichkeit und flüchtig gesudeltem Darstellungen alles Dagewesene.

**) Berüchtigter Gauner und Dieb, wurde 1721 ergriffen und aufs Rad gestochen.

*) Hafenstadt im französischen Senegambien.

hineinzugehen. Ich kauerte mich zusammen, und meine Beine wurden in zwei Eisenringe gelegt.

Das war der Karzer. Der Raum war so eng, daß er gleichsam einen Schraubstock bildete, dessen Backen meinen Rücken und meine Kniee zusammenpreßten. Zu meiner Rechten befanden sich noch zwei Sträflinge in gleicher Körperhaltung. Meine linke Seite stieß an einen harten Gegenstand — es war ein Schmutzeimer.

Ein Aufseher kam, die Thüre zu schließen. Ich wünschte von ihm zu erfahren, warum ich hier wäre.

„Zum Donnerwetter!“ sagte er, wenn man Journalist ist und Brandartikel schreibt!“

Durch dieses blöde Echo wurde mein ganzer Verdacht bestätigt. Das einzige Motiv für Lapierré's Benehmen war Gefinnungshaß. Ich hatte munkeln hören, daß an einer von der meinigen entfernten Stützpfote eine Stange von einigen Banditen durchgefägt oder angefägt worden war, die einen ganz lächerlichen Fluchtversuch geplant hätten. Aber ich war in dieser Angelegenheit nicht einmal als Zeuge vernommen worden. Wie sollte ich darin verwickelt sein? Nein, der verhüllte Sinn der Anrede, die Monsieur Lapierré an mich gehalten hatte, war offenbar der: „Ich will einen Menschen bestrafen, den ich für einen Revolutionär halte.“

Als die Thür geschlossen war, konnte ich über die Tragweite seiner Drohungen nachdenken. Was konnte er thun? Mich erschießen lassen? Das konnte er nicht, ohne Schiffsfriedensrath zu halten und Rechenschaft abzulegen. Mich unter dem Strick umkommen lassen? Es stand nicht in seiner Macht, diese für die Flotte besonders entehrende Strafe über mich zu verhängen; es war ein formelles Verbot des Ministers in dieser Beziehung, zum mindesten für die Voire, vorhanden. Er konnte, um seine Privatrage zu kühlen, mich nur in den Karzer setzen lassen und das that er.

Er hatte es gut getroffen: die Bäckerei mit ihrem glühenden Ofen benahm diesem Raum fast alle athembare Luft. Einige in die Thür gehohlte Böcher gaben der unerlässlich nothwendigen Menge Sauerstoff gerade so viel Zutritt, als erforderlich war, um das Ersticken zu verhindern. Als ich über Durst klagte, reichte mir einer meiner Nachbarn, der am weitesten von mir saß, eine Kanne mit lauem Wasser. Ich konnte mich nicht vom Flecke rühren, aber indem ich mich wie ein Strebepfeiler gegen die Wand lehnte, konnte ich mich für einige Minuten erholen; es war dies das einzige Mittel, gegen das Steifwerden meiner Kniegelenke anzukämpfen. Einmal des Tages durften wir, vielleicht auf eine Viertelstunde, aus dem Karzer heraus und einige Schritte weit gehen.

Wäre ich allein gewesen, so hätte ich nachts zu schlafen versuchen können, indem ich mich von der einen auf die andere Seite gelegt hätte, aber meine Ellbogen stießen mit denen meines Nachbarn zusammen, und die einzig mögliche Körperlage war die des Rauerns.

Am übernächsten Tage vernahm ich ein Stimmengemurmel und hörte plötzlich meinen Namen aussprechen. Ich unterschied auch die Stimme Lapierré's. Die Thür ging auf und zeigte mir sein von einem Lichtstrahl erhelltes Gesicht. Er erwartete offenbar einen Akt der Demüthigung von mir. Nachdem er mich einen Augenblick angestarrt hatte, ging er wieder. Das wiederholte sich acht Tage lang. Ein gewöhnlicher ordentlicher Karzer wäre viel länger bewohnbar gewesen, aber die Entziehung der Lebensluft war für mich eine Strafe, die ich unmöglich länger ertragen konnte. Mein Athem wurde immer leuchtender, die bläulichen Flecken des entstehenden Storbuts breiteten sich von meinen erstarrten Kniegelenken aufwärts über meinen Körper aus; meine Kräfte waren buchstäblich erschöpft, ein Gehirnschlag drohte mir.

Plötzlich gab es eine furchtbare Erschütterung und ich hörte mit Wollust das langabrollende Getöse der Ankertetten und sog im Geiste bereits riesige Windstöße ein, in denen sich meine Lungen tüchtig baden würden. Noch ein paar Stunden, sagte ich mir, und das Recht zu athmen wird mir nicht mehr verweigert werden! . . .

Aber die Stunden, die Nacht, der folgende Morgen vergingen, und niemand kam. Ich brannte vor Verlangen, meinen Mund an die Böcher der Thür zu pressen, aber — ich war ja nicht allein! Endlich hielt man an, das Schloß knarrte, eine Hand machte meine Beine frei, eine Stimme hieß mich hinaufsteigen. Ich wankte, aber besügelte dessen ungeachtet meine Schritte, indem ich mich zusammennahm und die Glieder reckte. Meinen Augen, die an die Dunkelheit gewöhnt waren, that das für sie zu grelle Tageslicht anfangs weh. Als ich in meinem

Bagno angekommen war und um mich blickte, sah ich mich so ziemlich allein. Die Ausschiffung war schon erfolgt, es waren nur noch Arbeitsfoldaten da; Säcke lagen dort und da zerstreut umher. Ein Aufseher befahl mir, meinen Sack, ich weiß nicht warum, aufzumachen.

„Das Flachboot wartet, Himmelkreuzdonnerwetter!“ schrie er.

Ich konnte einige festzugezogene Knoten nicht lösen, und mein unregelmäßiges Athemholen machte die Sache zu einer schwierigen für mich. Der Aufseher sah sich vorichtig um und sagte in mildem Tone: „Lassen Sie mich machen.“

Und er nahm meinen Platz ein, indem er sich niederbückte.

Ein so ungewohnter Vorgang, sicherlich mehr einer edelmüthigen Regung als der Ungebuld entsprungen, ergriff mich mit plötzlicher Rührung und setzte weichere Gefühle an stelle der abstößenden, die Lapierré erweckt hatte. Ich versuchte einen Dank zu stammeln, der halb in meiner Kehle stecken blieb, und mußte mich abwenden, um ein inopportunes Schluchzen zu unterdrücken.

Wir schrieben Ende Juli, es war im Winter.*) Die Ueberfahrt von der Rhede von Nouméa auf silberbesähten Bogen, unter einer Sonne, so heiß wie die von Paris in diesem Monat, dauerte ungefähr eine Stunde, an düsteren, kahlen Hügeln ging's vorbei; die Landschaft ist unmalerisch, weder majestätisch noch lieblich: Die Strafkolonie drückt schon auf das Bild.

Bei der Landung auf der Insel Nou sah ich am Gestade eine lange Reihe Verurtheilter. Vor ihnen lagen ihre Säcke am Boden und sie antworteten auf den Appell. Eine kleinere Gruppe befand sich abseits; die Aufseher schickten mich dahin, und wir brachen auf. Ich ging neben einem Galeerensträfling, der mit „Vater Franz“ auf den äußeren Boulevards gearbeitet hatte. Andere Zwangssträflinge folgten. Da ich, wie es scheint, nicht streng in Reihe und Glied gieng, wurde der Sträflingswärter wüthend und drohte, seinen Revolver auf mich abzufeuern. Unterewegs trafen wir zwei Persönlichkeiten, die stehen geblieben waren, um uns vorbei zu lassen. Ich habe seitdem eine von ihnen, einen korsischen Bonapartisten, kennen gelernt; er war Oberarzt auf der Insel Nou; der andere, der die Offiziersrossette der Ehrenlegion trug, ist mir unbekannt geblieben. Dieser letztere nannte meinen Namen und fragte, wo ich wäre. Der Aufseher bezeichnete mich, der Mann mit der Rosette warf mir einen Blick zu und nahm sein Gespräch mit seinem Begleiter wieder auf.

Wir kamen an einer niedrigen Schenke vorbei; ein halb Duzend Livreebediente standen um einen Tisch herum und stillten ihren Durst. Als sie unserer ansichtig wurden, gingen sie hinaus, lachend und schimpfend. Das Feuer des Absinths leuchtete aus ihren Augen, glühte auf ihren Wangen. Nicht weit davon war ein Gefängniß. Sie folgten uns in einen dunklen Flurgang, wo wir unsere Baggasäcke ausleeren mußten. Einige Glende unter ihnen machten sich das Vergnügen, nach uns, während wir dahockten, mit der Faust zu schlagen und mit dem Fuße zu stoßen. Ein Galeerensträfling, der als Gefängnißwärter fungirte, war ihr Helfersbelfer. Er stieß mich in eine Zelle. Als ich allein war, schaute ich mich um. Eine schräge Planke diente als Bett; zwischen ihr und der Thür war gerade nur Platz, um aufrecht zu stehen. Kanne und Eimer waren wieder da, wie dort im Karzer, aber wenigstens hatte ich Luft und Licht.

Und so erwartete mich denn selbst 6000 Meilen von Frankreich die Zelle des Besserungshauses! . . . Mit den Gebräuchen und Sitten des Ortes unbekannt, verbrachte ich den Tag damit, mich zu fragen, ob die neue Situation definitiv sein werde, oder, wenn sie nur provisorisch sein sollte, wie lange meine Gefangenschaft dauern würde.

Die Nacht kam. Die zwei Mundvoll frisch wehender Luft aus dem Flurgang und von draußen durchdrangen meinen Ueberzieher und mein Leinenhemd und verursachten mir einen Schauer. Der Mechanismus eines Schießensfers versagte; es war unmöglich, es zu schließen.

Am nächsten Morgen kam ein Wärter. Der Idiot, mit dem Beinamen Rocambole, war betrunken. Er hieß mich eine ehrerbietige Haltung vor ihm annehmen und schrieb die Antworten nieder, die ich auf seine, meine Person betreffenden Fragen gab.

*) Die Trockenzeit in Neukaledonien ist von April bis November; in der heißeren Regenzeit herrschen Westwinde vor.

Mein Kerkermeister, ein Deutscher, war im Begriff, die Thür zu schließen. Ich verlangte eine Bettdecke für die Nacht. „Eine Bettdecke, Schafstopp! Das geht ja den Oberarzt an.“ Ich verlangte den Oberarzt zu sprechen. Verdammt Komunist, bist krank?“ Ich sagte ja. „Also morgen.“ Und er schloß knurrend die Thür.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas vom Wechsel und vom Check.

Alle Welt kennt den Wechsel, jene Schuldverschreibung, durch die von dem oder den Akzeptanten, Bürgen und Giranten die Zahlung einer bestimmten Summe Geldes zu einer genau festgesetzten Frist an einem bestimmten Orte bei sonstigen recht unangenehmen Folgen zugesichert wird, allein über Entstehen, Vergehen sowie das einstige Aussehen und den Wortlaut eines Wechsels ist zweifelsohne nicht jedermann unterrichtet. Es dürfte daher viele interessieren, zu erfahren, daß gewöhnlich angenommen wird, der Wechsel sei im 12. Jahrhundert in Italien entstanden und ursprünglich eine Geldanweisung gewesen, welche zuerst die Florentiner „Campiores“, Geldwechsler, denjenigen Personen gaben, die bei ihnen eine Summe Geldes eingelegt und sich deren Hüterstattung an einem anderen, von Florenz oft sehr entfernten Orte bedungen hatten.

Die Einleger waren fast durchwegs Kaufleute, welche die italienischen Messen und Märkte besuchten und die daselbst eingenommenen Baarsummen auf ihrer Reise in die Heimath aus Furcht vor Strauchrittern und allerlei bösen Zufällen nicht mit sich führen mochten. Bei so bewandten Umständen mußten die „Campiores“, so genannt, weil sie ihre Tische auf offenem Plage (Kampo) aufgeschlagen hatten, natürlich in allen großen Städten Europas Verbindungen besitzen, d. h. mit Personen im Verkehre stehen, welche ihre Unterschrift ohne weiteres zu respektiren verpflichtet waren. Und thatsächlich soll ihre Thätigkeit bereits im 13. Jahrhundert eine weitverbreitete gewesen sein, so zwar daß man mit ihren Anweisungen getrost überall hin reisen konnte.

Diese Anweisungen, die in Deutschland ganz richtig Wechselbriefe genannt wurden, weil man sie in Italien für baares Geld eingewechselt hatte und zu Hause wieder gegen solches einwechselte, waren zuerst Pergament-, später Papierblätter verschiedener Größe und nicht so kurz, sachlich und gleichlautend wie heutzutage. Der Florentiner „Campiore“, ein Name, aus dem das französische Wort „Comptoir“ (der Zählstisch) entstanden ist, begrüßte nämlich zunächst seinen Augsburger oder Nürnberger Geschäftsfreund und kam erst nach längerem „Präambulum“ (Einkleitung) zu dem Schlusse, dieser und jener genau bezeichneten Persönlichkeit die Summe von so und so viel baar auszuzahlen und ihm, dem Campiore auf Rechnung zu schreiben.

Da nun diejenigen, welche solch eine „Tratta“ genannte Anweisung erhielten, den Bezogenen, d. h. jenen, der ihnen ihr Geld wieder geben sollte, in der Regel genau kannten, ja von ihm bereits an den „Campiore“ gewiesen worden waren, mit dem er in Verbindung stand, so war dieser „Wechselverkehr“ ein sehr sicherer. Die heute so häufig vorkommende Wechselkreiterei, eine unerbliche, auf Täuschung dritter berechnete Wechselziehung Unbemittelter oder Insolventer auf einander, konnte nicht leicht vorkommen, und auch Kellerverwechsel, Anweisungen auf zahlungsunfähige oder gar nicht existirende Personen, waren damals gewiß schwerer anzubringen, als heutzutage. Dessenungeachtet mögen schon zu jener Zeit allerlei Betrügereien mit Wechseln vorgekommen sein, und mag so mancher sein schönes Geld gegen eine werthlose „Tratta“ eingewechselt haben.

Das schadete indes dem Fortkommen des Wechsels durchaus nicht. Er war für die Handelswelt zur Nothwendigkeit geworden und wurde derart vervollkommen, daß ihm bereits im 15. Jahrhundert der Charakter einer Schuldverschreibung ganz besonderer Art zukam. Das Wichtigste war jedoch, daß wer einen Wechsel unterschrieben hatte, zur festgesetzten Frist unweigerlich zahlen mußte, widrigenfalls sich der Wechselinhaber sofort am Vermögen des Schuldners bezahl machen konnte, und, wo dies nicht anging, das Recht besaß, den Säumigen ins Gefängniß werfen zu lassen. In England ging man in dieser Beziehung besonders scharf zu Werke.

Uebrigens war in früheren Zeiten nicht so wie heute jeder Volljährige zur Ausstellung eines Wechsels berechtigt. Derselbe war vielmehr ein vorwiegend kaufmännisches Papier und begann erst im 18. Jahrhundert häufiger im Privatverkehr zu erscheinen. Er hatte damals nach einem vorliegenden Originale die Gestalt und Größe eines der gegenwärtig gebräuchlichen Oltavbriefpapierbogen, nur daß das Papier nicht so weiß und glatt wie das unsere, sondern ziemlich rauh war, ins Gelbliche spielte und zuweilen mit Goldschnitt versehen war. Der Text solch eines Wechsels aber lautete:

„Wien, den 22. Marty 1734.
per 4000 fl. Courrent.

A dato in Sechs Monath zahle ich gegen diesen meinen eigenen Sola Wechselbrief an Ordre H. Grafen Franz von Ubaldo Bier

Tausend Gulden Posuta in paarem vergnügt, verspreche zu rechter Zeit gute Zahlung unterwerfe mich dem löblichen Wechselrecht und nehme Gott zu Hülf. Adio.

(Siegel.)

Johann Graf
Testici
acceptirt

Wien Sola
an mich selbst
oder wo.“

Eine Eigenthümlichkeit dieses Wechsels ist, daß er zur Gänge von des Akzeptanten eigener Hand geschrieben und mit dessen Siegel, sowie mit einem „Respektsblatte“ versehen erscheint, also nicht wie jetzt ein einfacher Papierstreif war. Heute ist ein Siegel auf dem Wechsel nicht mehr nöthig, dafür aber sind beim Ausstellen resp. Unterschreiben eines Wechsels mannigfache, in den verschiedenen Wechselrechten genau vorgeschriebene Formalitäten streng zu beachten, weil sonst die gerichtliche Geltendmachung des Wechsels nach dem Wechselrecht auf Schwierigkeiten stoßen, ja der Wechsel den Charakter einer Schuldverschreibung besonderer Art verlieren kann.

Als er denselben erlangte, war zwischen ihm und der Geldanweisung, aus der er hervorgegangen, naturgemäß ein großer Unterschied eingetreten, den man in Deutschland dadurch kenntlich zu machen suchte, daß Geldanweisungen „Holländische Briefe“ genannt wurden, weil sie in Holland am gebräuchlichsten waren.

Die praktischen Mynhers zahlten nämlich selbst an Ort und Stelle niemals baar, sondern mittels „Briefen“, die auf einen Bankier, bei dem sie zum Zwecke der Regulirung ihrer Verbindlichkeiten ein Guthaben stehen hatten, gezogen und sofort einzulösen waren.

Dieser Vorgang, wodurch nicht nur die Verzinsung der Geschäft- oder Betriebskapitalien, denn das waren die Guthaben bei den Bankiers, sondern auch der Zweck erreicht wurde, durch Vermittelung letzterer in aller Welt Zahlung leisten zu können, während früher ein derartiger Vertrauensmann in jeder größeren Handelsstadt nöthig war, wurde zunächst von der englischen Handelswelt angenommen und eine Geldanweisung dieser Art „Check“ d. i. Urkunde genannt.

Anfangs nur ein kaufmännisches Papier, ist der Check mit der Zeit in England zu hervorragender Bedeutung gelangt und heute in allen Kreisen üblich, ja, wie vor einiger Zeit aus London berichtet wurde, „zur Anstandsfrage“ geworden. Sogar in die offiziellen Berichte der französischen und belgischen Kammer ist jene Anekdote übergegangen, laut welcher ein englischer Krämer die Frage nach dem Unterschiede zwischen einem gewöhnlichen Menschen und einem Gentleman ohne Besinnen dahin beantwortete, daß ersterer seine Einkäufe sofort und baar bezahle, der Gentleman dagegen auf Kredit laufe und nach sechs Monaten einen Check auf seinen Bankier als Zahlung sende.

Uebrigens bedienen sich in England immer mehr und mehr Menschen des Checks als Zahlungsmittel, ja von den Bewohnern der Londoner City heißt es sogar, daß sie gar keine andere Art der Zahlung kennen.

Was Wunder daher, daß bei der Bank von England jährlich Checks bis zu 5 Milliarden Pfund Sterling, also ca. 100 000 Mill. Mark, in Umlauf gebracht werden.

Neuestens wird der Check in England sogar als Hochzeitsgeschenk verwendet und gewinnt auch in Frankreich als Zahlungsmittel an Bedeutung, seitdem er dort von aller und jeder Stempelabgabe befreit worden ist. Ueberdies gestattet das französische Gesetz auch noch, daß der auf dem Check Bezogene d. h. derjenige, der zu zahlen hat, kein Bankier zu sein braucht, während dies in vielen anderen Staaten erforderlich ist.

Und dies mit recht, denn der Check hat seiner ganzen Natur nach nur dann Werth, wenn er sofort gegen baares Geld umgetauscht werden kann. Privatpersonen aber sind auf diesen Umtausch nicht immer eingerichtet und nehmen es mit der Erfüllung ihrer Verbindlichkeiten nicht so genau wie der Bankier oder der Kaufmann, der einen Check nicht zurückweisen kann, ohne in den Verdacht der Insolvenz zu gerathen.

Uebrigens sollen Wechsel und Check nicht in Italien resp. Holland erfunden worden, sondern schon im Alterthum bei den Phöniziern und in Babylon im Gebrauche gewesen sein. Wenigstens hat man in letzterer Stadt vor einiger Zeit Thontafeln mit Inschriften gefunden, welche von den mannigfachen Geschäften des etwa 700 Jahre v. Chr. blühenden Banthauses Egibi u. Komp. erzählen und die Vermuthung gestatten, dasselbe habe auch mit den mehrgenannten Papieren operirt. — R. M.

Kleines Feuilleton.

— Junge Liebe. Die Räder hatten sich schon in Bewegung gesetzt, als sie auf den Trambahnwagen sprang. Jetzt stand sie auf der Plattform und blickte zu dem jungen Manne hinüber, dessen letzten Handdruck sie noch in den Fingern spürte. Nichts rührte sich an der jugendlichen, ebenmäßigen Gestalt, nur die Augen sprachen. Sie schienen gefangen von dem jungen Menschen da drüben, der den Hut küstete und selig lächelte. Da bog der Wagen um die Ecke. Und schier wie ein Gummiball schnellte das Mädchen in den Wagen. Sie sieht noch nicht, da hat sie schon den Brief aus der Diebermuffe hervorgezogen. Ein Nix und Ruck, und Muff und Brief flogen auf das Wagenpolster. Mit zitternden Fingern hob sie vier Schneeglöckchen aus dem Brief, lehnte sich zurück und schlürfte mit geschlossenen Lidern den feinen

Duft der hellen Frühlingsboten. So saß sie einige Minuten, glücklich überlassen das Antlitz. Da erinnerte sie sich des Briefes. Und sie las die paar Zeilen und las sie wieder. Ihr Oberkörper neigte nach vorn, und mit großen runden Augen blickte sie vor sich hin. Aber sie sah nichts. Ihr Blick war nach innen gefehrt. Als hätte man die Pupillen herausgenommen, so erschienen die Augen. Ein leises Zittern durchrannt von Zeit zu Zeit den jungen Körper: das Mädchen durchkostete noch einmal in der Erinnerung die Seligkeiten des ersten Rendez-vous . . .

Mein Auge blieb auf dem Briefumschlag haften. In ausgegebener Kaufmannschrift stand da ein Mädchennamen und die Adresse eines großen Geschäftshauses der inneren Stadt. Ein kleines Ladenmädchen! Das hatte ich gewußt, seit ich das etwas frostrothe Gesichtchen erblickt . . .

Ich wandte mich ab.
„Sechzehn Jahre! . . . Wo ist deine Jugend hin, mit ihren kleinen Freuden, ihrem Sehnen und stillem Glück?! . . .“
„Verdammte Junggesellen-Wirtschaft! . . .“
„Na — auch nicht ohne.“

Literarisches.

n. Rosenzweig, L.: Die Urenkelin und andere Geschichten.“ Erfurt, 1897. Eduard Moos. — Die kleinen Erzählungen gehören zu jener Sorte von literarischen Ergüssen, die man am treffendsten mit dem Worte „Lesefutter“ charakterisiert. Um sie ernst zu nehmen, fehlt ihnen vor allen Dingen die künstlerische Form. Der Verfasser wollte unterhalten, nicht fleißige und durchdachte Arbeit liefern. Die Stoffe und Personen, selbst das an sich so interessante Milieu seiner galizischen Heimath, sind ganz oberflächlich behandelt; die Schreibweise ist unständlich und ohne jede Selbstzucht. —

Medizinisches.

—ie.— Was ist der Storbut? Mit dieser durchaus noch nicht geklärten Frage hat sich der Professor der Pathologie Wright an der Militär-Medizinischen Schule in Netley (bei Southampton) beschäftigt. Besonders richtete er sein Augenmerk auf die Thatsache, daß eine Ernährungsweise, die lediglich aus Cerealien und Konerven besteht, die Krankheitserscheinungen des Storbut herbeiführt. Wright hält den Storbut daraufhin für eine Säurevergiftung. Diese Theorie scheint in der Erfahrung aller Reisenden und Forscher, die mit dieser Krankheit zu kämpfen gehabt haben, ihre Stütze zu finden. Es giebt drei Arten, durch die man den Storbut mit ziemlich sicherem Erfolge fern zu halten beziehungsweise bekämpfen kann, und alle drei kommen im wesentlichen auf die Anwendung alkalischer Nahrung heraus (Blut, frische Gemüse und Kalkwasser). Diese Stoffe haben das gemeinsame, einer zu großen Anhäufung von Säurebestandtheilen im Körper entgegenzuwirken, und daraus kann man ebenfalls den Schluss ziehen, daß eine solche bei dem Storbut vorliegt. Obgleich sich die Anwendung der genannten Mittel im allgemeinen bewährt hat, so wirken sie doch nur langsam zur Besserung. Wright empfiehlt als noch geeigneter alkalische Salze: Pottasche und kohlen-saures Natron. Auch andere Salze sollen gute Dienste leisten, z. B. die zitronen-, essig- und milchsäuren Verbindungen von Kali und Natron, die allerbesten vielleicht die wein-säure Salze dieser Elemente. —

Meteorologisches.

t. Die Meteorologie auf dem Aetna wird in den Annalen des italienischen Zentralamtes für Meteorologie besprochen. Das Observatorium liegt 9650 Fuß hoch auf dem Südrande des Hauptkraters. Bisher hat man erst seit 5 Jahren Beobachtungen angestellt, die auch noch verschieblich unterbrochen werden mußten. Die Geschichte dieses Observatoriums ist besonders lehrreich in bezug auf die Schwierigkeiten, die mit den Beobachtungen an so hohen Stationen verknüpft sind. Während des Sommers kann man das Observatorium von der Ebene aus nach einem Ritt von 7 Stunden auf Maulthierern bequem erreichen; im Winter aber würde der Schnee das Gewicht der Maulthiere nicht tragen, und der Beobachter könnte sich nur mit Hilfe eines Kompasses zurecht finden, da alle Wege verschneit sind. Man hat daher überhaupt darauf verzichtet, im Winter einen Beobachter ständig auf dem Observatorium zu halten, da auch der Aufenthalt auf demselben den ganzen Winter über sehr große Unzuträglichkeiten mit sich bringen würde. Man hilft sich mit einem selbstregistrierenden Meteorographen, der unter günstigen Bedingungen seinen Dienst 40 Tage hinter einander versieht und sämtliche meteorologische Aufzeichnungen besorgt, ohne daß er in dieser Zeit kontrolliert zu werden braucht. Für mehr als die Hälfte des Jahres ist auf dem Observatorium die mittlere monatliche Temperatur unter dem Gefrierpunkte, und auch im Sommer werden zuweilen Fröste beobachtet. Die höchste Temperatur, die bisher jemals gemessen wurde, war 66,4 Grad, die niedrigste — 8,1 Gr. Wenn man den Aetna besteigt, so nimmt die Temperatur mit der Höhe auf 328 Fuß ab. Niederschläge sind auf dem Aetnagipfel seltener und weniger reichlich als auf der Ebene, da im Durchschnitt nur an 37 Tagen im ganzen Jahre Niederschläge fallen, unter denen sich auch nur sechs eigentliche Regentage befinden, während an den übrigen Schnee oder Regen mit Schnee gemischt fällt. —

Humoristisches.

— Das gute Herz. Der Baron Goufflard sitzt im Restaurant. Eben war ihm die bestellte Platte Crevetten (Krabben) und eine zweite Platte mit Radieschen servirt worden, als ein Nachbar, der zu seinem Bekanntenkreis zählte, zu ihm trat.

Nachbar: Wie ich sehe, mein lieber Goufflard, sind Sie ein Liebhaber von Crevetten?

Baron: Nicht deshalb bestellte ich sie. Was mich bei meinen Handlungen leitet, ist der Wunsch, den unter des Lebens Mißgeschick Leidenden Linderung zu verschaffen. Ich habe 200 000 Franks Renten, und ich opfere sie dem Wohle der Enterbten dieser Welt. Vier Franks für zehn Crevetten, das ist zwar etwas theuer, aber ich denke an die geplagten Fischerfrauen, die Sommer wie Winter bis zu den Hüften im Wasser herumwaten müssen. Dabei sind sie fast alle mit einer großen Familie gefegnet. Was würde aus ihnen werden, wenn ihre Arbeit nicht durch edelstehende Abnehmer geschätzt würde?

Nachbar: Sie haben recht, man muß sich aufopfern.

Weinkellner: Welchen Wein belieben der Herr Baron?

Baron: Bringen Sie mir eine Portion Funder und eine Flasche Chateau Margaux.

Weinkellner: 76er?

Baron: Wie gewöhnlich.

Nachbar (lächelnd): Zwanzig Franks die Flasche!

Baron: Die Weinbauern sind durch die Phylloxera schwer heimge-sucht worden! . . . Da ist es Pflicht, ihnen hilfreiche Hand zu leisten. . . Von dem gewöhnlichen Wein trinkt jedermann, darum wird er auch leicht abgesetzt, bei den besseren Sorten ist das nicht der Fall. Das ist's, weshalb ich mit dem Glend der Weinbauern besonderes Mitleid fühle, die ein edles Gemächs pflanzen.

Kellner: Und was belieben Euer Gnaden nach dem Funder?

Baron: Rebhuhn mit Trüffel. . . aber bitte eines, das mit der Schlinge gefangen wurde. Das Wei verdirbt das kleine Federvild; die Schupstelle behält immer etwas Beigeschmack. Vor allem aber muß man auch die armen Wilddiebe leben lassen, die nicht die Mittel haben, sich eine Jagd-larte zu lösen. Diese braven Burschen hausen in elenden Löchern oder in den dürftigsten Hütten, die ganzen Nächte müssen sie herum-schleichen, um die Wild-plätze aufzusuchen und ihre Schlingen ausstellen zu können. Es ist nicht mehr als billig, dafür zu sorgen, daß sie bei dieser beschwerlichen Arbeit auch ihre Rechnung finden.

Nachbar: Was für ein gutes Herz Sie haben, Baron!

Baron (bescheiden): Wie Sie sehen, mein Vermögen ist das jedermanns. — (Nach Aurélien Scholl.)

Vermischtes vom Tage.

b. w. c. Das Berliner Institut für Serumforschung wird nach Frankfurt a. M. verlegt. Diese Stadt und der Staat geben künftighin je 10 000 M. Subvention. —

— Die Zentenarfeier im Jenseits. Der Neuser Kriegerverein hatte für die Zentenarfeier am 21. März in seinem Programm eine Nummer aufgeführt, welche folgendermaßen lautete: „Apotheose: Die Feier des 100jährigen Geburtstages Kaiser Wilhelm's des Großen im Jenseits.“ —

— In Aachen wurde beim Sampionzug der Radfahrer anlässlich der Zentenarfeier ein Lumpenhändler durch das Scheuwerden seines Pferdes unter die Räder seines Fuhrwerks geschleudert und getödtet. —

— Ein amtlicher Erlaß gegen Zahnschmerzen hat der eidgenössische Postdirektor in Genf an die Postangestellten gerichtet. Er lautet: „Es begegnet häufig, daß die Angestellten, die gar keine Sorge um ihre Zähne tragen, krank werden in-solge von hohen Zähnen und davon herrührenden Entzündungen. Das Ausziehen der Zähne ist das einzige Mittel, das Uebel schwinden zu machen. Allein die Angestellten ziehen vor, zu leiden, statt sich der Operation zu unterwerfen. Sie können nicht arbeiten und verursachen Auslagen wegen der Stellvertretung. Dieser Zustand muß aufhören. Dem Personal wird zur Kenntniß gebracht, daß Zahnweh fortan nicht mehr als eine Krankheit angesehen wird und diejenigen, welche von ihrer Beschäftigung wegbleiben, auf ihre Kosten ersetzt werden.“ —

— Im Brüger Verbruchsterrain (Böhmen) ist eine neuerliche Erdstönung eingetreten. —

Ein politisches Bild. Der Pariser Karikaturist Jean Weber wollte im Salon ein Bild ausstellen, das einen Schlächterladen mit anhängendem und ausliegendem Fleisch und dem Meister in der Thüröffnung zeigt. Die an den Haken hängenden Thierleichen lassen jedoch, aus der Entfernung betrachtet, Menschengestalt erkennen, und der Schlächter hat einen sehr ähnlichen Bismarcklopf. Der Aufnahme-Anschuß hat das Bild zurückgewiesen. —

— Antwerpen. Nach einem Telegramm aus Hongkong ist der Dampfer „Sankomaru“ in-solge Zusammenstoßes mit dem Dampfer „Ovarimaru“ gesunken. Von 72 Schiffsin-sassen sind 63, darunter 59 Passagiere, ertrunken. —

— In Davenport (Iowa, Nordamerika) giebt es eine Sekte, die Kranke durch Händeauflegen, Gesagen frommer Sprüche u. c. zu heilen versucht. Der Anflug ist so arg geworden, daß der Gesundheitsrath einschreiten mußte. —